



An den großen Geiger Adolf Busch, hier eine Aufnahme aus London 1937, erinnert eine Ausstellung und ein Festival in Riehen.

REPRO: ROSWITHA FREY

Legendäre Künstlerfreunde

Kunst Raum Riehen zeigt Ausstellung „Busch und Serkin in Riehen“ / Konzerte im Landgasthof

Gespannte Stille. Ein Knistern, als die alte Platte aufgelegt wird. Dann ertönt das unvergleichliche Geigenspiel von Adolf Busch, der mit seinem Klavierpartner Rudolf Serkin einen Satz aus Bachs f-Moll-Sonate spielt. Die historische Aufnahme von 1928/29 war bei der Vernissage zur Ausstellung „Busch und Serkin in Riehen“ im Kunst Raum Riehen zu hören – als klingende Erinnerung an die beiden legendären Künstlerfreunde.

Mit dieser Ausstellung und einer begleitenden Konzertreihe erinnern die Kuratoren Egidius Streiff und Tully Potter an den großen Violinvirtuosen Adolf Busch (1891-1952) und den nicht minder berühmten Pianisten Rudolf Serkin (1903-1991). Der Geiger traf 1920 erstmals den zwölf Jahre jüngeren Pianisten und erkort ihn zu seinem ständigen Klavierpartner. Serkin war damals erst 17-jährig, doch die beiden Ausnahmemusiker passten perfekt zusammen. Busch mit seiner klassischen Geigenkunst, Serkin mit seinem blitzsauberen, unerbittlich genauen Spiel. Es war der Beginn einer langen und intensiven Musikerfreundschaft, die in dieser Ausstellung anhand von historischen Fotografien, originalen Konzertprogrammen, Partituren und anderen Dokumenten veranschaulicht wird. Ein Stück Musik- und Zeitgeschichte wird aufgeblättert, und vor allem die Geschichte einer Künstlerfreundschaft.

1927 hatte sich Adolf Busch in Basel niedergelassen, 1932 zog er in ein Doppel-Landhaus in Riehen, unterhalb des Wenkenparks. Busch und seine Familie bewohnten eine Hälfte des Doppelhauses, sein Pianist und späterer Schwiegersohn Serkin die andere Hälfte. Verbunden waren beide Häuser durch eine Glasve-

randa. Bis Kriegsbeginn blieb Busch in Riehen, dann emigrierte der erklärte Nazi-Gegner nach Amerika, wohin Serkin schon früher übersiedelt war.

Im amerikanischen Exil, in Vermont, gründeten die beiden die Marlboro Summer School und das Marlboro Music Festival. Zuvor war Kammermusik so gut wie unbekannt in den Vereinigten Staaten, Busch und Serkin haben mit ihrem Festival wie ein Katalysator für die Kammermusik in den USA gewirkt. Ihre Idee war, befreundete Musiker zusammenzubringen, gemeinsam mit großen Meistern und ambitionierten Studenten zu spielen. Dieser inspirierende Geist von Marlboro wird in der Ausstellung und in der Konzertreihe beschworen.

Man sieht viele Fotografien aus dem Musiker-, Familien- und Privatleben der beiden Musiker. Busch, der als Mitbegründer des Lucerne Festivals und als Gründer und Primarius des Busch Quartetts ebenso Musikgeschichte geschrieben hat wie Serkin, werden dem Ausstellungsbesucher als bemerkenswerte Künstlerpersönlichkeiten nahe gebracht. Zu sehen sind auch historische Fotografien der Familie Busch: Vater Wilhelm, ein Geigenbauer, in seiner Werkstatt. Der dreijährige Adolf mit Spitzenträger und Geige, oder auf einem anderen Kinderfoto zusammen mit seinem Bruder Fritz.

Ebenfalls zu sehen sind große Musiker, denen Busch begegnet ist: der Geiger Joseph Joachim, den Busch 1906 in Berlin besuchte, der Dirigent Arturo Toscanini, der das Luzerner Festspielorchester mit Adolf Busch als Konzertmeister dirigierte. Fotografien zeigen Busch und Toscanini bei der Überfahrt von New York nach Cherbourg, Adolf und Fritz Busch zusam-

men mit Max Reger in Bad Pyrmont. Eine Aufnahme zeigt Busch mit seinem Schüler Yehudi Menuhin. Auch der Klaviervirtuose Ferruccio Busoni ist in dieser „Ahngalerie“ verewigt.

Auch der Komponist Busch, der in der spätromantischen Tradition eines Reger komponierte, ist präsent mit Partituren, die die Paul-Sacher-Stiftung zur Verfügung gestellt hat. Serkin, der als junger Pianist in den Schönberg-Kreis eingeführt wurde und sich brennend für die avantgardistische Neue Musik interessierte, wird ebenfalls als Komponist vorgestellt. So hat Kurator Streiff detektivisch nach den Noten von Serkins 1927 geschriebenen Streichquartett geforscht. Aus dem erhaltenen Material konnte die Komposition so weit übertragen werden, dass sie nun wieder aufführbar ist.

Im zweiten Stockwerk folgt der Besucher den Spuren Buschs und Serkins auf dem Weg zum Marlboro Festival. Anhand von Fotos wird dokumentiert, wie es zu dem Festivalgedanken des gemeinsamen Musizierens kam und wie Busch und Serkin ihren Traum von einem Musikfest verwirklichten. Was bringt Menschen dazu, etwas Neues zu schaffen? Dieser Frage geht die Schau im Dachgeschoss nach. Dort hat Egidius Streiff, anspielend auf ein Zitat von Arnold Schönberg, aus zerschnittenen Partiturseiten das Objekt „Schönbergs Schnipsel“ aufgebaut. Roswitha Frey

– Ausstellung: Kunst Raum Riehen bis 8. September, Mi bis Fr 13-18 Uhr, Sa/ So 11-18 Uhr. Konzerte am 14., 15., 17. und 18. August, 19.30 Uhr, Landgasthof Riehen, sowie am 16. August, 19.30 Uhr, Kunst Raum Riehen.

Wunderwerk der Physik und Handwerkskunst

BZ-SERIE (TEIL 1): Der Weinheber

„Jedes Ding hat seine Zeit“, heißt es schon im Buch Prediger des Alten Testaments. Daran hat sich bis heute nichts geändert, nur dass die Zeiten immer schneller zu werden scheinen und die Dinge sich immer kurzfristiger ab lösen. Wir setzen unsere Sommerserie vom Vorjahr fort und erinnern an Dinge, die gestern aktuell waren und heute aus dem Alltag verschwunden sind. Wenigstens nahezu. Den Auftakt macht der Weinheber.

Wir sehen es noch vor uns, dieses geschwungene Gestell aus schwarzem Schmiedeeisen. Weinblätter waren fester Bestandteil seiner Formen, je kunstvoller sie sich gegenseitig umrankten, desto teurer war das Gerät. Wobei die gesamte Ornamentik funktional nichts zur Sache tat. Entscheidend war nur, dass das Metallgerüst eine Halterung bildete, die das zentrale Element des Weinhebers fixierte: den Glaskolben. Nach unten birnenförmig verjüngt und durch ein Ventil abgeschlossen, oben mit einer Öffnung, in die wiederum ein kleinerer, reagenzglasähnlicher Kolben geschoben werden konnte,

klassischer Akt funktionaler Nutzlosigkeit war. Denn man hätte den Wein aus der gekühlten Flasche ja nun auch direkt ins Glas gießen können.

Was übrigens zu Hause in der Regel meist geschah. Denn der Weinheber stand – es war in den 1960ern – auf einem Teewagen und staubte friedlich ein. Jedenfalls, nachdem er ein paar wenige Male zum Einsatz kam. Ihn zu reinigen schien auch nicht die reinste Freude zu sein, der Kolben ließ sich nur schwer trocken. Und dann wurde das Ventil doch sehr bald undicht. Ergo tropfte es die ganze Zeit, was ja wiederum schade für das edle Gesöff war. Weinhebers großer Auftritt war somit schneller vorbei, als uns Kindern lieb war. Nein: Wir durften natürlich nicht mittrinken. Aber wir waren begeistert vom Schimmern der Flüs-



Der Weinheber

FOTO: BZ



in den man Eiswürfel gab: der Kühler. Aber zuvor musste natürlich Wein in den großen Kolben, denn darum ging es ja – die edlen Tropfen so stilvoll wie möglich zu servieren. Dazu drückte man von unten mit dem Weinkelch ans Ventil – Wunderwerk der Physik und Handwerkskunst.

Wir sehen die Kenner jetzt schon schmunzeln oder hellauf lachen. Ja ja, auch über Stil lässt sich bekanntlich streiten. Die Tatsache, dass just diese Art, Wein – meist Weißwein – mittels einer solchen Gerätschaft zu servieren, vollkommen vergessen ist, spricht Bände. Im Grunde hatte der Weinheber, der richtige und historische auch eine ganz andere Form. Schmiedeeisen brauchte er nicht. Es war ein Kolben mit einer sehr langen, dünnen, nach unten sich konisch verjüngenden Stange zum Ansaugen des Weins aus einem Fass. Nicht nur für den Kellermeister, sondern auch für den Wirt, der damit stets die gleiche Menge Fasswein servieren konnte. Was nichts anderes heißt, dass unser Weinheber mit dem schmiedeeisernen Gestell im Grunde ein

sigkeit im Licht der Kerzenflamme. O ja, das hätten wir beinahe vergessen: Ohne die Kombination mit brennendem Docht war so ein Weinheber nicht mal die Hälfte wert. Stichwort deutsche Gemütlichkeit.

Unserer verließ irgendwann auf nicht mehr rekonstruierbaren Wegen Teewagen und Haus. Vermutlich teilt er das Schicksal mit den meisten anderen seiner 60er-Jahre-Gefährten. Die Spezies ist lichtscheu geworden – nicht einmal auf Flohmärkten sieht man sie. Wir haben aber erfahren, dass ein paar Kunstschmiede sie noch – oder wieder – im Programm haben. Gegen die Flaschenkühler „Ice.Bag“ und Konsorten werden sie's wohl nicht leicht haben. Alexander Dick

Einfallsreiches Eingehen auf das einzelne Wort

Kompositionen des Thomaskantors Johann Hermann Schein in der August-Abendmusik in der Basler Predigerkirche

Schütz, Tunder, Weckmann, Buxtehude, Bruhns, Rosenmüller, Hammerschmidt, Schein: Namen als Einzelklänge, die im Verlauf dieses Jahres im Zusammenklang die Musik eines Jahrhunderts ergeben, in dem der Dreißigjährige Krieg Verelendung und Tod über die mitteldeutschen Lande brachte, und das dennoch nicht aufhörte zu singen und zu spielen. Einer, der das mit bewirkte, war der am 20. Januar 1586 im erzgebirgischen Grünhain geborene und am 19. November 1630 viel zu früh in Leipzig gestorbene Thomaskantor Johann Hermann Schein.

Der in einer lutherischen Pfarrerfamilie

maskantor in Leipzig. Dieser „Cantor und Musicus zu Leipzig“, war mit der städtischen Obrigkeit gut vernetzt, und dank seines umgänglichen Wesens und kompositorischen Könnens glückte es ihm, „beydes Christl. Andacht, bey verrichtung des Gottesdienstes und auch ziemlicher ergötzlichkeit bey ehrlichen Zusammenkünften, alternis vicibus zu dienen.“

Und dieses „beydes“ wird, wie am Sonntag in der Basler Predigerkirche exemplarisch zu hören war, in seinen Kompositionen zu einer thematischen Einheit, das heißt, er vertonte geistliche Texte, zum Beispiel die Psalmen 150 und

che Wiederholungen expressiv deutet. So beginnt und beschließt er zum Beispiel den 150. Psalm „Lobet den Herrn in seinem Heiligtum“ mit einem heiter swingenden „Alleluja!“, während der Psalm im Wechselspiel der Bläser (drei Trombone, zwei Cornetti) und Streicher mit den Sängern zum erfrischenden Lob Gottes wird. Er scheut klangliches Pathos nicht, weil er genau weiß, wie tutti-mächtig „Zion spricht“, um anschließend die Klage „Der Herr hat mich verlassen...“ im stimmlichen Jammer von Tenor und Alt singen zu lassen. Dann machen „Die mit

faszinierend zu hören, wie Scheins Musik die Texte personalisiert und dadurch evangelisch glaubhaft macht. Und das gelingt ihm sogar im „Vater unser“, indem er die einzelnen Bitten von Tenor und Alt leise singen lässt und nach jeder Bitte im glanzvollen Tutti die doxologische Anrufung „Denn Dein ist das Reich...“ glaubensmächtig verkündet.

Schöne Musik, die Glaubensstärkung und „ergötzlichkeit“ harmonisch verbindet. Auch wenn das Gesangssolistenoktett die Erwartungen nicht restlos erfüllte, ist Jörg-Andreas Bötticher für dieses

